

Nr. 9532. Wien, Dienstag, den 10. März 1891

Hanslick Edition: Hanslick in Neue Freie Presse  
Herausgegeben von Michael Etienne und Max Friedländer

Eduard Hanslick

10. März 1891

## 1 Concerte.

Ed. H. „Liederabende“ und kein Ende! Während es noch zu Beethoven's und Schubert's Lebzeiten für unschicklich galt, in einem Concert auch nur ein einziges Lied mit Clavierbegleitung vorzutragen, bilden heute die Liederabende, an zwanzig Nummern stark, die Majorität unserer Concerte. Hingegen ist die Arie, welche ehemals allein für concertfähig galt, völlig von dem Programm verschwunden. Wol mit Unrecht, denn gerade jetzt, zur Zeit der Alleinherrschaft des Liedes, würde eine Arie die Monotonie des Programms glücklich unterbrechen. Wir besitzen aus halbvergessenen Opern der classischen wie der romantischen Epoche deutsche, frane,zösisch italienische Arien genug, welche, von der Scene nicht schlechthin abhängig, heute ein neues Interesse erregen würden. Freilich, wie wenige Sänger verstehen heute eine leidlich verzierte Arie zu singen! Die Liederabende beginnen bereits, wie alles Einseitige und Allzuhäufige, dem Publicum unbequem zu werden. Natürlich dann nicht, wenn Gesangskünstler wie Alice, Barbi und Scheidemantel die Vortragenden sind. Diese drei Namen ver Guraliehen der letzten Woche ihre musikalische Signatur. Alice Barbi gab uns in ihrem zweiten Concert Liederkreis „Schumann's Dichterliebe“, hatte jedoch den guten Geschmack, ihn nicht vollständig, sondern mit Hinweglassung von acht Nummern vorzutragen. Das unverkürzte Durchsingen eines sogenannten „Liederzyklus“, hat auch dann sein Bedenkliches, wenn es sich um einen wirklichen Cyklus, ein vom Dichter selbst als zusammenhängend gedachtes Ganze handelt, wie die „Schöne Müllerin“ oder die „Winterreise“. Wo dies nicht der Fall, da steigert sich die Bedenklichkeit und entfällt jede innere Nöthigung. Schumann hat aus Heine's „Buch der Lieder“ sechzehn von Liebe handelnde Gedichte ausgewählt und unter dem Titel „Dichterliebe“ zu einem Strauß gebunden, dem einen untrennbaren Zusammenhang zu vindiciren dem Dichter nicht beigefallen wäre. Dasselbe gilt von Schumann's Liedersammlung „Myrthen“, seinem „Eichendorff'schen Liederkreis“ u. A. Sie zeigen ebensowenig eine epische oder dramatische Entwicklung, sind ebensowenig „Cyklen“ im Sinne nothwendigen Zusammenhangs, wie die „Magellonen-Lieder“ von, deren Brahms vollständiges Durchsingen auch bereits in Deutschland Mode wird, eine falsche, mißverständliche Mode. Unmittelbar nach der Barbi hat Herr und gleich nach diesem Herr Gura die „Thiele Dichterliebe“ vollständig gesungen. Warum nicht lieber jene Lieder ausscheiden, die musikalisch unbedeutender sind und durch die Gleichartigkeit der Stimmung sich fast wie Doubletten ausnehmen? Diese leidige Vollständigkeit macht den Sänger und den Zuhörer zu Thränenweiden. Sechzehn liebeskranke Gedichte nach einander, und gerade diese Gedichte! Für meine Empfindung sind sie peinlich durch ihr unersättliches Heraushängen des zerrissenen Herzens, des übergroßen Wehs, der bitteren Thränen, kurz des ganzen Schmerzen-Apparates, an den man bei Heine, der so gerne mit sich selbst Tragödie spielte, nie recht glauben kann. Der Herausgeber der Heibel-Correspondenz, Felix Bamberg, erwähnt darin,

habe ihm wiederholt versichert, „daß Heine das innere Leben des Dichters mit seiner Poesie durch“. Die lyrischen Gedichte aus nichts zu schaffen hat Goethe's, Schiller's, Uhland's stehen als lebendiger Protest gegen diese Theorie — auf Heineselbst paßt sie vortrefflich. Der witzige, ironische, satirische Heine ist ebenso wahr, überzeugend und unwiderstehlich, wie der „schmerzzerrissene mit dem großen Herzen“ kokett und verlogen. Alice Barbiverrieth ein feines Verständniß in dem, was sie aus der „Dichter“ ausließ. Darunter war freilich eines der allerbesten Lieder: „Ich grolle nicht“; aber die Sängerin fühlte ganz richtig, daß ihre Individualität dagegen reagirt. Aus demselben Grunde hätte sie füglich auch das letzte Lied — von dem Heideler Faß, dasberg Heine für seine großen Schmerzen benöthigt — weglassen können; für den burschikosen Humor desselben paßt nur eine Männerstimme, und eine recht „aufbegehrende“ obendrein. Braucht noch gesagt zu werden, daß die Barbidi Schumann'schen Lieder mit Zartheit und Wärme vortrug? Welch echter Schmerz klang aus den Schlußversen: „Doch wenn du sprichst: ich liebe dich! so muß ich weinen bitterlich.“ Wenn man sich erinnert, daß Heine zuerst „freudiglich“ geschrieben hatte, bevor ihm das bitterlich besser gefiel, so darf man wohl sagen, die Barbidi habe in diesen Liedern mehr wahre Empfindung gezeigt, als Heineselbst. Zu ihren schönsten Vorträgen gehörten auch vier'sche Lieder. Zwei fast unmerk Schubertliche feine Züge fielen mir auf. Im „der Neugierigen Vers: „das andre heißt Nein“, dann in der : Ungeduld „und sie merkt nichts von all dem bangen Treiben“ — da zog eine leichte Wolke ängstlich über ihren Ton, über ihr Gesicht, um schnell wieder zu verschwinden. Im ersten Concert der Barbidi hat die Kammervirtuosin Frau mit mehreren Frankl-Joël'schen Stücken lebhaften Bei Chopinfall erzielt. Die Namen der beiden fleißigen jungen Mädchen, welche im zweiten Concert die Zwischennummern besorgten, mögen lieber unerwähnt bleiben. Dergleichen unreife Productionen gehören nicht vor die Oeffentlichkeit, wenigstens nicht in Wien, wo wir an guten Pianistinnen und Geigerinnen wahrlich keine Noth haben.

Herr errang als Liedersänger einen Scheidemantel großen und verdienten Erfolg. Wir kennen diesen Künstler, bei dem ein wohlgeschultes jugendliches Organ sich mit Verstand und Empfindung zu schönem Einklang verbinden, bereits vom Hofoperntheater her. Dort schien er mir noch unmittelbarer zu wirken, vielleicht weil die berückende Romantik eines Heilingoder Zampaden Sänger mit einem starken Hauch von Poesie umgibt, der im Concertsaal verschwindet. Scheidemantel's Liedervorträge stehen auf der Höhe seiner vortrefflichen Gesangstechnik, bei stets richtiger Auffassung und warmem Ausdruck. Hinreißend möchte ich sie kaum nennen. Das mag an dem etwas trockenen Klang seiner tieferen und mittleren Töne liegen, welche ja im deutschen Liede vor den hochliegenden Glanzstellen vorwiegen. Auch schien mir die feinste Blüthe der Poesie, ein letzter belebender Hauch von Temperament zu fehlen. Scheide's Vortrag hat, entsprechend seiner Persönlichkeit, etwas mantel solid Verständiges, ruhig Gefaßtes. Das sehr selten gehörte 'sche Lied „Beethoven Der Kuß“, das ein scherzhaftes Gedichtlein zu einer altmodischen Arie ausdehnt, interpretirte Herr Scheidemantel mit guter Laune. Das köstliche, so oft pathetisch mißverständene Lied „Geheimes“ von sang er, wie Schubert es sein soll, mit leichtbewegter schallhafter Anmuth. „Seimir gegrüßt“ verliert in tieferer Stimmlage den ursprünglichen unersetzlichen Schmelz. Dennoch konnte Scheidemantel damit Jedermann voll auf befriedigen, dem nicht, wie mir, der Vortrag tief in Ohr und Herz eingepreßt Walter's ist. An Walter's „Sei mir gegrüßt“, reicht für meine Empfindung kein zweiter Sänger heran. Zwischen den Gesangsnummern hörten wir ein von Frau geläufig und elegant gespieltes Violinstück „Schuster- Seydel Sarabande“ von et Tambourin. Man glaubt es aus dieser Leclair zierlichen altfränkischen Tanzmusik fast herauszulesen, daß der Componist, Jean Marie Leclair, ursprünglich Tänzer und Balletmeister war. Der brave Mann starb durch Mörderhand in Paris, im selben Jahre wie Rameau (1764). Nicht so glücklich wie Frau als Violinspielerin, pro Seydelducirte sich Herr Fritz v. als

Pianist. Unter seinen Bose höflichen Leipziger Händen ereignete sich das Unglaubliche, daß geniale Chopin's F-moll-Phantasielangweilig ward von einem Ende bis zum andern.

Dem ersten Bariton der Dresdener Oper folgte schnell als Concertgeber sein Colleague vom Münchener Hoftheater, Herr Eugen. Seltsam, daß dieser seit einem Gura Vierteljahrhundert in ganz Deutschlandbekannte und hochgeschätzte Künstler — ein Deutschböhme von Geburt — niemals in Wiengesungen hat. Als Jüngling lebte er eine zeitlang hier, um sich an der Akademie zum Maler auszubilden. Dann zog er nach Münchenan die Malerschule, wo er bereits Aufmerksamkeit zu erregen begann, als seine schöne Stimme plötzlich bei Künstlerfesten entdeckt wurde. Es ist nicht undenkbar, daß sein malerisches Talent ihm für den musikalischen Farbenreichtum zu statten kam, den er im Vortrag der'schen Balladen entfaltet. Auf diesem Ge Löwebiet ist GuraMeister, ja der größte, den wir kennen. Das hat er gleich in seiner ersten Vortragsnummer „Edward“ bewiesen, einer der schönsten Balladen Löwe's, zugleich einer der schwierigsten Aufgaben für den Sänger. Abgesehen von dem ungewöhnlichen Stimmumfang und der Ausdauer, die sie verlangt, erfordert das scharfe Auseinanderhalten der beiden Rollen (Mutter und Sohn), dann die reißennd anschwellende dramatische Steigerung einen Sänger ersten Ranges. Mit gleicher Kunst der Auffassung, der Darstellung, der Aussprache ließ Gura „Der Wirthin Töchterlein“, den „Erl“ und daskönig Goethe'sche „Hochzeitslied“ von Karl Löwe folgen. Der epische Gesang, der Balladenvortrag, bildet ohne Frage in dem weiten Ring der Liederkunst dasjenige Gebiet, welches vorzugsweise der Baß- und Baritonstimme zufällt. Auch im Vortrag der'schen „Schumann Dichterliebe“ — Herr Gurasang in einem Zug alle sechzehn Lieder — erwies er sich als denkender und warmführender Künstler; die Wirkung war aber lange nicht so unmittelbar und hinreißennd, wie die der Balladen. Die Zeit raubt den Baß- und Baritonstimmen viel früher den Timbre als die Kraft — und Gura ist kein Jüngling mehr. Seine Stimme klingt stark und voll, läßt aber im Piano, in anhaltend sentimentalem Gesang, Weichheit und Schmelz vermissen. Darum singt auch Gura meistens stark, nicht zum Vortheil der eigenthümlich dämmernden, halbverschleierte Empfindung der' Schumannschen Heine-Lieder. Dazu tritt noch der früher berührte Uebelstand, daß die meisten für Tenor oder Sopran geschriebenen Liebeslieder durch Transponirung für tiefe Männerstimmen an Reiz verlieren. Von unbeschreiblicher Wirkung war Gura's Vortrag des „Archibald Douglas“ und „Prinz Eugen“, diesen Perlen aus Löwe's Balladenschatz. Die Leute riefen und applaudirten wie toll, bis Gura den „Prinz Eugen“ wiederholte, und er hätte bald dasselbe mit dem „Douglas“ thun müssen. Er wurde zum Schlusse wol gegen zwanzigmal herausgerufen. Allgemein wurde der Wunsch laut, Guramöchte diese beiden Balladen in seinem zweiten Concerte wiederholen und womöglich diesem zweiten ein drittes folgen lassen. Herrn Gura's Vorträge wurden von Herrn Professor Giehlrlehr sorgfältig begleitet. Herr Giehlrgilt in Münchenfür einen der vorzüglichsten Clavierlehrer. Hoffentlich beginnt er seinen Unterricht mit dem Rath, die Schüler mögen ja nicht so viel Pedal nehmen, wie er selbst. „Rheinberger's Toccata“ und Rubinstein's C-dur-Etüde (op. 23) spielte er mit ausreichender Kraft und Geläufigkeit, wengleich mit etwas hartem Anschlag — aber was da Alles mit- und durcheinander klang bei stets gehobener Dämpfung! An Beifall hat es Herrn Giehlr nicht gefehlt, ebensowenig wie jüngst Herrn v. Bose — wir sind nur leider etwas verwöhnt.

Nach den Liederabenden bleibt noch das vierte „Ge“ vom vorigen Sonntag zu besellschafts-Concertsprechen. Es war, ganz im Vertrauen gesagt, eigentlich langweilig. Ist es möglich? Werke von Haydn, Schubert, Wagnebst einer Novität von Herrn Arnoldner Krug? Ja, es gibt eben Langweile von verschiedenartiger Farbe, Stärke und Ausdehnung. Man kann sich pietätvoll oder rücksichtslos langweilen, bußfertig oder wüthend, vorübergehend oder unvergeßlich. Die B-dur-Symphoniedes 19jährigen, das war die gemüthliche Langweile; man konnte da Schubertbei nicht bö

werden. Sie spielt sich ohne jegliche Ueberraschung und Aufregung, so bürgerlich bequem und selbstverständlich ab, daß wir den Schöpfer der späteren großen C-dur-Symphonika kaum erkennen. Freilich liegen zwölf Jahre zwischen beiden — für Schubert's wunderbar schnelles Wachsthum ein halbes Jahrhundert. Nur das Scherzo in G-moll verräth unsern Franz Schubert, in dem es an spätere, bessere Scherzos von ihm anklingt; vorübergehend auch das Andante, wo es nach dem Abschluß des Hauptsatzes in Es-dur unvermittelt den E-dur-Accord packt und einige schüchtern romantische Klänge anschlägt. Alles Uebrige, zumal der ganze erste und letzte Satz, schmeckt wie ein schwacher Abguß von Haydn und Mozart. Man weiß immer je vier Tacte voraus, ohne den vier vorhergegangenen gerade nachzuweinen. Das Geheimniß der musikalischen Wirkung besteht aber im Grunde darin, daß in der Composition Alles so kommt, wie es kommen muß, und doch ganz anders, als wir erwarteten ... „Der Sturm“ von, ein bekanntes Chorstück, das Haydn ehemals im Wiener Concertleben eine große Rolle gespielt hat, ist für London im Jahre 1792 componirt. Seit diesen 99 Jahren haben wir ganz andere „Stürme“ erlebt, in der Musik, in der Poesie, in der Weltgeschichte, im eigenen Seelenleben. Wenn Haydn nach dem kurzen Gewitter die Bitte „Komm' doch wieder, sanfte Ruh“ unzählige Male lang ausdehnend wiederholt, dann beginnt ganz sanft die „sanfte Ruh“ in sanfter Langweile zu gerinnen.... Der „Symphonische Prolog zu Shakespeare's Othello“ von Arnold ist durchaus modern und demgemäß Krug auch unsere Langweile eine moderne, gereizte, nervöse. Weder die finster brütende Einleitung, noch das ausgebrütete C-moll-Allegro, mit Othello's Eifersucht und dem contrastirenden Desdemona-Motiv — einem auf Harfen-Arpeggien schwimmenden Oboë-Solo — gewinnen überzeugende Macht über den Hörer. Daß der Componist schließlich zum Erdrosseln der armen Desdemona dreimal so viel Zeit und Anstrengung verbraucht, als Othello selbst, das mag ihm das gequälte Opfer verzeihen — wir können's nicht. Vor drei Jahren brachten die Gesellschafts-Concerte eine kleine Cantate von Krug: „Die Maien-Königin“, der man zwar keine originellen Ideen, aber doch gute Klangwirkung und eine gewisse gefällige Lyrik nachrühmen konnte. Der „Sym“ (sonst nannte man das symphonische Prolog zu Othello einfach eine Ouvertüre) scheitert an der gewaltigen tragischen Aufgabe, welche die Kraft des Componisten übersteigt und mit aufgeregten Phrasen und billigen Orchester-Effecten nicht zu erledigen ist. Es lag keine Nöthigung vor, zu diesem erfindungsarmen Werke zu greifen, während in Wien so viele interessante Orchester-Compositionen von Saint-Saëns, Svendsen, Tschairowsky, Richard Strauß. A. unbekannt sind. ... Zum Schlusse: die „Gralsfeier“ aus Wagner's „Parsifal“. Im Bayreuther Theater hat sie gewiß noch Niemanden gelangweilt, im Concertsaal nimmt sie sich diese Freiheit. Dort bewundern wir an dem Stücke die unerschöpfliche malerische Phantasie, die theatralische Inspiration Wagner's, welche in jedem Bühnenwerke immer neue fesselnde Bilder zu schaffen weiß. Der ganz eigenartige, imposante Eindruck dieser Gralsfeier haftet aber unablösbar an dem scenischen Vorgange. Indem man diese Scene in den Concertsaal überträgt, wo sie farblos, sinnlos, unverständlich und ermüdend ist, leistet man weder dem Werke noch dessen Urheber einen Dienst, sondern höchstens der Neugierde des Publicums. Diese hat bereits durch ein Gral-Concert unter H. Richter (1887) ihr Opfer erhalten; jede Wiederholung kann den Irrthum dieser Verpflanzung und Verkrüppelung des Originals nur noch auffälliger machen.